



Fest-Rede

zur

Freiligrath-Feier in Berlin

am

17. Juni 1867

gehalten

von

Rudolf Gottschall.

Mit dem Portrait Freiligrath's.

Berlin, 1867.

Verlag der Springer'schen Buchhandlung (Max Winckelmann).

<36624957140016

Geehrte Versammlung!

Deutschland hat in jüngster Zeit mehrere Dichterfeste gefeiert! Ein Hauch der Begeisterung ging durch die Nation, als das Gedenkfest Friedrich Schiller's sie an die großen Thaten des Geistes erinnerte, welche der unsterbliche Sänger vollbracht, und an jene gemeinsamen Schätze, die er in seinen Werken der Nation als Erbe hinterlassen hatte. Auch das Andenken Ludwig Uhland's ist gerade an dieser Stelle würdig gefeiert worden. Und dennoch gemahnt das heutige Fest mehr als die früheren an die schönen Tage Griechenlands, das auch den Siegern im Wettkampf der Dichtung den Kranz auf eine oft noch jugendliche Stirne drückte. Es ist ein Dichterfest, wie die Schiller- und Uhlandfeier, aber es ist kein Todtenfest, wie jene!

Heute feiern wir einen lebenden Dichter, und so ziemt es einer Nation, welche selbst den vollen Pulsschlag des neuerwachten Lebens in sich fühlt.

Ihr ziemt es, nicht der Dichter zu vergessen in der eifrigen Arbeit einer nationalen Wiedergeburt, in den rastlosen und erfolgreichen Bestrebungen des öffentlichen Lebens, welche den Staatsmännern und Feldherren, den Bürgern und Kriegern glänzende Triumphe bereiten; ihr ziemt es, eingedenk zu sein der geistigen Macht und Gewalt, aus welcher alle großen Thaten hervorgehen. Bedeutsam mahnend ertönt die Stimme der Dichter in die Gegenwart und prophetisch verkündend in die Zukunft. Es ist dieselbe Begeisterung, welche den Sängern ihre unsterblichen Lieder in die Feder und den Kriegern ihre unsterblichen Thaten in das Schwert dictirt. Es ist ein Odem des Göttlichen, man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er geht; doch unter seinem Hauche verwandelt sich das Meinen und Glauben der Menschen und die Gestalt der Welt. Ohne solche Begeisterung, ohne die Leidenschaft für das Allgemeine ist nichts Großes vollbracht worden. Die Hohenpriester dieser Begeisterung aber, deren Amt es ist, ihre Glut zu mehren — es sind die Dichter! Drum Heil dem Volk, das seine Dichter ehrt, das sich nicht von

ihnen abkehrt verdrossenen Sinnes, nur dem Nächsten, dem Vergänglichen zugewendet!

Dann wird auch die Klage verstummen, welcher der heute gefeierte Dichter einst so wehmuthsvollen Ausdruck geliehen, die Klage, daß der Dichtung Flamme allezeit ein Fluch sei:

> Durch die Mitwelt geht
> Einsam mit flammender Stirne der Poet;
> Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel.

Es war eine Zeit der Zerrissenheit, in welcher Ferdinand Freiligrath diese Verse dichtete; er rief sie einem unglücklichen Sänger nach in die Gruft; doch seine eigene Muse trug nicht dies verhängnißvolle Zeichen — und mit Recht! Denn der Dichter soll ein Anwalt sein der Harmonie; ihm sollen die ewigen Rhythmen sich durch alle Glieder bewegen, und selbst den wilden Kampf der Zeiten und das Elend und die Leiden der Menschheit soll er auflösen im reinen Vollklang des ewig Schönen!

Als Freiligrath's Gedichte im Jahre 1838 zuerst erschienen, da hatte sich die deutsche Muse bereits den Gedanken der Neuzeit zugewendet und abgelegt das antik-klassische Gewand, welches selbst den erhabensten Gestaltungen unserer größten Dichter oft ein gelehrt-fremdes Aussehen gab. Freiligrath gehörte in kurzer Zeit zu den Lieblingen unsers Volkes. Nur ein bahnbrechender Poet konnte im deutschen Dichterwald, wo's von allen Zweigen singt, so machtvoll den Alltagslärm übertönen. Und Freiligrath war ein bahnbrechender Poet, denn seine Muse gab einem unwidersprechlichen Instinkt der Zeit zum ersten Male einen vollkräftigen Ausdruck. Sie wies hinaus in die Weltferne — und hinaus in die Weltferne ging der Zug der Entwickelung. Den Raum zu überwinden, das Ferne nahezurücken — danach strebten die Dampfer, welche die Oceane durchflogen, die Eisenbahnlinien, welche diesseits und jenseits des Meeres unermeßliche Ländergebiete durchschnitten; die Telegraphen, welche damals begannen, den Blitz des Gedankens von Stadt zu Stadt, von Volk zu Volk durch ihre elektrischen Drähte zu leiten, wie sie ihn jetzt führen über die Tiefen des Meeres, die früher nur das schüchterne Senkblei berührte. Doch so staunenswerth diese Triumphe des Menschengeistes sind — nicht in dieser äußerlichen Eroberung der Ferne lag ihr Werth. Es waren Herolde und Werkzeuge der großen Völkerverbrüderung, des Gedankenverkehrs von Erdtheil zu Erdtheil; mit den weiten Horizonten wuchs der Sinn und das Streben der Menschen; das an der Scholle haftende Vorurtheil ver-

lor seine Macht. Wie ein frischer oceanischer Hauch wehte es herein in die dumpfe Stickluft verrotteter Verhältnisse; gelöst wurde der Bann der tyrannischen Meinungen, welche ihre Götzen in alle verschlossenen Winkel stellen. Nicht nur mit den größeren Zwecken, auch mit den weiteren Blicken wächst der Mensch. Während die lyrische Dichtung bis dahin einem stillen oder sturmbewegten Alpensee glich, mit zauberischem Farbenspiel, mit lieblicher oder wilder Umschränkung, so glich die Dichtung Freiligrath's einem großen Welthafen, von welchem aus die buntbewimpelten Schiffe unter allen Flaggen ziehn, in den sie reichbeladen wieder einlaufen, in frischem, fröhlichem Völkerverkehr.

Das war die Signatur seiner Muse — und unter diesem Zeichen errang sie den Sieg. Wohl fehlte es ihr nicht an Verkleinerern, welche den Dichter einen Panoramenmaler nannten, welche ihn in eine Linie stellten mit den beschreibenden Poeten, über die einst Lessing Acht und Bann verhängt hatte. Diese krittelnde Weisheit behielt die Theile in ihrer Hand; aber das geistige Band fehlte ihr. Dies geistige Band ist der stimmungsvolle Hauch, der über Freiligrath's Gemälden zittert, der kosmopolitische Gedanke, der sie beseelt, der Feuergeist, der das brennende Kolorit geschaffen, der tiefere Sinn, der nicht aufdringlich, aber doch dem feineren Verständniß zugänglich, sich oft hinter dem anscheinend bedeutungslosen Bilde verbirgt.

Da sehen wir, wie die Sehnsucht einer thatenarmen Zeit, welcher die Glut der Leidenschaft fehlt, den Dichter hinaustreibt in die Ferne. Da wünscht er sich in den Bann von Mekka's Thoren, auf Yamen's glüh'nden Sand:

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus.

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Und klagend ruft er aus:

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste,
Der Norden, ach! ist kalt und klug;
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Rosses Bug.

Dann wieder sieht er, vom Eismeer umschäumt, in Feuerschein und Nordlicht das beschneite Island vor sich liegen; doch im Flammenwurf und Lavaguß des Hekla erblickt er ein Abbild seiner wilden Lieder. Immer ist es das eigne Empfinden, welches die fremden Weltbilder in eine wahrhaft dichterische Beleuchtung rückt.

Oft schwebt ein elegischer Hauch über diesen Bildern, wenn uns der Dichter den Kampf des Menschen mit den Elementen und seinen Untergang durch ihre Gewalten schildert. Da erscheint ihm das Meer als ein ungeheures Grab, welches Städte in seine Tiefe riß; er sieht die Schiffsgesellen auf Muschelbank und Kies tief unter der grünen Meereswoge schlummern; er sieht den Geisterzug aus dem Todtenreich der Fluth emporsteigen:

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das gold'ne Scepter spülte,
Mädchen, denen sie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;
Schiffer, denen hundert Jahr'
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schaar,
Denn es fasset mich Entsetzen.

Und wie das Meer, ist die Wüste ein großes Grab. Da zieht die Geisterkarawane vorüber:

— Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber,
Neben ihnen wandeln Mägde, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen, sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch — nimmt der Zug kein Ende? immer mehr — wer kann sie zählen?
Weh! auch die zerstreuten Knochen werden endlich zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunklen Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Eine großartige Beleuchtung schwebt, unheimlich düster, über diesen Tragödien der Elemente, über diesen Klageliedern, welche der von der Naturgewalt besiegten Menschheit die Grabschrift schreiben. Doch nicht blos die entfesselten Großmächte der Natur, auch ihre lieblichsten Kinder drohen dem Menschen den Untergang. Das ist der Sinn jenes anmuthigen Gedichtes: „Der Blumen Rache.“ In diesem zart phantastischen Genrebild waltet derselbe Gedanke, wie in jenen gewaltig-dämonischen Fresken. Die geistergleichen Duft-

gebilde, die den Blüthenkelchen entschweben, tödten ein liebreizendes Mädchen, das sie grausam dem Schooße der Erde entrissen hat.

In allen diesen Gedichten hält sich Freiligrath keineswegs auf der Oberfläche der Erscheinungen; er steigt hinunter in die Tiefe eines dunklen Lebensräthsels; er zeigt uns die schaffende Mutter Natur als Zerstörerin, wie sie gegen ihr Lieblingskind, den Menschen, wüthet.

Nicht, daß er alles ausspricht mit volltönender Beredsamkeit, macht den gedankenreichen Dichter; er ist es nicht minder, wenn der Gedanke ohne Rest in dem selbstrebenden dichterischen Bilde aufgeht.

Auch dort ist noch Geist, Leben, Gedanke, wo das Bild, das der Dichter uns entrollt, als ein vieldeutiges Symbol erscheint, in welches mannigfache sinnreiche Beziehungen ahnungsvoll hereinschimmern!

Da sehen wir vor uns die Sahara in ihrer brand'gen Wittwentracht. Der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid hat sein verlechzendes Lieblingsweib an seinen Gürtel gebunden. Die Verdürstenden erblicken ein blendend Licht wie Meeresschimmer. Ist es der Nil, ist es der Senegal? Hinein in das stärkende Bad und den frischen Trunk geschöpft. Dann in die hochgethürmte Feste, um deren Thore scharlachne Fahnen weh'n! Doch der Scheik erkennt das Blendwerk der Spiegelung; er bricht zusammen, und das Weib sinkt über seine Leiche!

Und ist diese Spiegelung nicht zugleich eine sinnbildliche? Sehen wir nicht in diesem Wüstenbilde das Ringen verzweifelter Geschlechter nach goldenen Zielen, die traumhaft locken und, nahe geglaubt, rasch wieder in alle Lüfte verwehen?

Oder wir erblicken den Wüstenkönig, wie er sein Gebiet durchfliegt auf dem Rücken der schwergepeinigten Giraffe, bis das Roß am Saume der Wüste zusammenstürzt und des Reiters Beute wird.

Ueber Madagascar fern im Osten sieht man Frühroth glänzen,
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Ist dies blos ein Thierbild, eine Illustration zu Raff's Naturgeschichte, eine Vignette zu einer afrikanischen Menagerie? Die ausgezeichnete Thiermalerei dieses Gedichtes, die jeden einzelnen Zug mit Wahrheit und Treue darstellt, dabei in lebendiger Bewegtheit nirgends die todte Beschreibung aufkommen läßt, möchte zu solchem Glauben verführen. Und doch — wer fühlte nicht den tieferen Sinn des Gedichtes heraus, das Recht der rohen Gewalt, welches dem Schwächeren die Tatzen in den Nacken schlägt, ein Recht, welches

über lange Epochen der Geschichte herrschte? Ein ahnungsvolles Frühroth dämmert empor, aber die gepeinigten Geschlechter grüßen nimmer den neuen Tag. Der Löwenritt ist nicht blos ein Thierbild aus dem Kapland; er ist eine weltgeschichtliche Elegie. Man glaubt den Nothschrei der Geknechteten aus allen Zonen zu hören und steht trostlos der Vergewaltigung durch die Macht des Stärkeren gegenüber, die als eine furchtbare Naturnothwendigkeit erscheint.

Das Behagen an der Weltferne, das die Freiligrath'schen Gedichte durchdringt, würde einseitig bleiben, wenn ihm nicht ein eben so lebhaftes und tiefes Heimathsgefühl gegenüberstände, welchem der Dichter oft einen rührenden Ausdruck zu geben weiß. In den Urwäldern Nordamerika's läßt er den ausgewanderten Dichter deutsche Lieder, die Lieder Uhland's, Körner's und Arndt's singen, Heimathlieder, die dem Wanderer selbst schmerzlich erklingen, während die Wipfel der alten Bäume flüstern und die Hirsche im Thal stutzen und ihre Häupter erheben. Die Tanne, die auf der Spitze des Berges steht, deren Nadelkissen die vielgestaltigen Wolken sind — sie wird zum Mast der starken Fregatte, befährt die See und besucht fremde Länder. Auch sie macht der Dichter zur Trägerin eines süßschmerzlichen Heimwehs:

Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

Welch ein wehmüthiges Sinnbild ist der Tod des Führers, des Patriarchen, der die Seinen vom Ufer des Neckar in das Land der Freiheit führen will. Weihevoller ist die Sehnsucht der Menschen nach besseren Zuständen selten geschildert worden als in diesen Strophen:

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euern Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem alten Testament!
Uns'res Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Seelig in den Enkeln schau' ich —
Ein erstandenes Geschlecht.

Doch zwischen der alten und der neuen Heimath stirbt der greise Führer und wird im Meer begraben:

Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! Laßt die Seile fahren,
Gebt ihn seiner nassen Gruft!
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Möwe fliegt!
In der See ruht, der die Erde
Funfzig Jahre lang gepflügt.

Die Auswanderer selbst aber redet der Dichter in einem anderen Gedicht mit den Worten an:

O sprecht, warum zogt Ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch Eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen frommen Sage
Wird es Euch vor der Seele steh'n.

Und einem Dichter, der ein echt menschliches Gefühl so tief und innig auszudrücken weiß, wollte man die höchsten Lorbeerkränze einer Poesie versagen, die gleichsam feucht ist vom Thau der Empfindung! Wer sein eigenes Empfinden zum Empfinden ganzer Geschlechter, sein eignes Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit zu erweitern vermag — das ist der wahrhaft bedeutende Dichter!

Doch nicht blos einen neuen Inhalt gab Freiligrath der deutschen Dichtkunst; er bereicherte sie auch mit neuen Formen. Die Sprache des Gefühls

war eintönig geworden bis zur Kläglichkeit; die Schilderung bewegte sich fortwährend in den alten ausgefahrenen Gleisen; man fürchtete sich vor jeder anschaulichen Darstellung, als würde durch solche Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit der Flügelstaub abgestreift von den Schwingen der Poesie; man vermied das bezeichnende Wort, das ein bestimmtes Bild giebt, wenn es nicht schon Bürgerrecht erworben im Wörterbuch klassischer Dichtung.

Da trat Freiligrath auf und bewährte den Platen'schen Spruch:

Er lockt der Sprache Zierden ab,
Daß alle Welt erstaunet.

Von ihm gepflegt blühte ein Tropenflor neuer Wendungen auf; es blitzerte von buntfarbigen Blumen, um welche seltene Schmetterlinge gaukelten, die Kolibris schlüpften in die Kelche; die Papageien wiegten sich auf den Zweigen. Alles war Duft und Glanz. Wie Lianen um den Urwald wanden sich die Freiligrath'schen Strophen um den Kern des Gedankens in phantastischer Verschlingung und liefen aus in die üppigen Blüthen fremdartiger Reime. Der Dichter sattelte sein Wüstenroß aus Alexandria, den Alexandriner; aber nicht wie Boileau es gezäumt und Franzosenwitz es geschult hatte, er ließ es das Gebiß verachten und zerbrechen. Am meisten aber wirkte die große Anschaulichkeit der Darstellung und die Energie, welche auch das dem Anschein nach widerstrebende Wort den Schilderungen der Dichtung einreihte und ihm einen poetisch funkelnden Anstrich gab.

So erschien Freiligrath in seinen ersten Gedichten, er war ein Eroberer, der kam, sah und siegte. Seine Muse war ernst und gewaltig; er war kein Sänger tändelnder Liebeslyrik, kein Poet für Pensionairinnen, kein Liebling der Toilettentische, sondern ein Liebling der Nation. Ihr erzählte er, von weltweiten Ausflügen zurückkommend, wunderbare Märchen, wie Othello der Desdemona, und gewann ihr Herz durch solchen phantastisch bestrickenden Zauber.

Auch in allen späteren Gedichtsammlungen schüttet der Dichter noch sein tropisches Füllhorn voll glänzender und berauschender Blüthen aus, wie wenn er den bunten Völkerkarneval auf dem Hospitalschiffe der Themse in einer poetischen Opiumphantasie schildert. Doch immer mehr wandte sich sein Herz den Bildern der Heimat zu. Er besang nicht blos die rothe Erde und den Freistuhl zu Dortmund, er wurde selbst einer der Schöffen der deutschen Freiheitsgemeinde, ein Mitglied der heiligen Vehme, die richten wollte neben dem Staat und wider den Staat, der ihrem Ideal nicht entsprach, und roth wie der Boden seiner Heimaterde wurden seine Lieder.

Noch sind die Meinungen getheilt über jene Zeit der erhitzten politischen Parteikämpfe, noch rechtet vielleicht Mancher mit dem Dichter, daß er die Fahne der Dichtung zu tief hineintrug in den Pulverdampf. Doch anerkennen müssen es Alle, daß er den Muth der Ueberzeugung hatte, daß er für seinen Glauben getrost in die Verbannung ging, und daß auch seine wildbeleuchteten dichterischen Gemälde wie wenig andere den Wiederschein einer aus ihren Fugen gegangenen Epoche tragen, und ein Bild derselben auf die Nachwelt bringen werden, sicher unbefangener Würdigung, sobald sie mit ihrer Zeit ganz der Geschichte angehören. Ermäßigt doch diese den gewaltsamen Anlauf zu stillnachhaltiger Wirkung, gilt doch auch für den Fortschritt der Menschheit das mechanische Gesetz der Kräfte. Von entgegengesetzten Seiten wirkend, treiben sie die Bewegung fort auf der mittleren Bahn, und je heftiger der Stoß, desto rascher der Fortschritt.

Ein Blick auf jene Zeit — und auf die unsrige bestätigt das still, doch unwiderstehlich waltende Gesetz.

Freiligrath's Muse war eine auf wildem Roß sich tummelnde Amazone; sie liebte den feuersprühenden Hufschlag, die grelle Beleuchtung, mochte sie der Samum über die Wüste hinzaubern, oder der Brand des Aufruhrs über die Städte, es überkam sie eine verzückte Begeisterung gegenüber dem dämonischen Naturschauspiel, dem entfesselten Kampfe der Natur und der Menschheit. Ihre Erhitzung war mehr eine poetische als eine politische. Doch nicht immer war ihr Antlitz von so greller Beleuchtung überflogen. Dann trugen ihre Züge den sanfteren Wiederschein jener hohen Ideale der Menschheit, für welche unsere großen Denker und Dichter gestritten. Gegenüber den rückwärts gewandten Propheten, welche eine Umkehr der Geister predigen, war Freiligrath ein Sänger des Fortschritts. Freiheit und Humanität waren die Seele seiner Lieder, und sie sind das Erbe des vorigen Jahrhunderts und das jetzige wird sein Auge nicht schließen, ehe es ihren Sieg gesehen!

Schon in seinen ersten Gedichten war die Freiheit im edelsten Sinne sein Bannerspruch:

Ein Reich ja gilt es zu erringen
Der Menschheit, unsrer Königin.
Ein Reich, um welches sie noch heute
Von Thränen und von Blute trieft,
Doch dessen Throne nach dem Streite
Ein inn'res Ahnen ihr verbrieft.

Ein Reich, von dem ich oft gestammelt
Und es gesehen auch im Traum:
Die Völker hatten sich versammelt
Um einen einz'gen Lebensbaum.
Da war kein Schalten und kein Toben
Und keiner eiteln Rede Brunst,
Ich sah ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wissen, Kunst!

Das spätere „Glaubensbekenntniß" des Dichters war in vollem Einklang mit dieser ersten Losung! Damals sang er die oft mißdeuteten Worte:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei,

ein Spruch, ewig wahr gegenüber den Parteien des Tages, die sich heute bilden und morgen wieder zersetzen, aber unwahr gegenüber der unsterblichen Partei der Wahrheit und des Rechtes, welche mit dem Unrecht und der Lüge kämpft.

Freiligrath ist ein patriotischer Dichter, er feiert die allen Parteien gemeinsame Liebe zum Vaterlande. Wie edel war sein Aufschwung in jenem schönen Gedichte: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe"; wie prophetisch klangen die Worte:

Der du die Blüthen auseinander faltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran;
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
Zu ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume,
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein!
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird dann vor allen dieses Deutschland sein!

Wenn auch „die Knospe Deutschland" nicht aufgeküßt worden ist — aufgebrochen ist sie jetzt jedenfalls, und zukunftreich erschlossen hat sich der Kelch der Wunderblume.

Freiligrath ist nicht blos ein patriotischer, er ist ein moderner Dichter. Nie hat er vor der Nation seine Studienmappe ausgeschüttet. Aus dem Leben seiner Zeit, seines Volkes heraus hat er geschaffen. Die Gegenwart ist seine Muse, darum gehört ihm die Zukunft.

Er hat sein Volk nicht vergessen, wir vergessen auch seiner nicht. Dem edlen Verbannten, dem Einsamen im Lärm der Weltstadt Gruß und Hände-

druck, dem Dichter unsern Lorbeer. Wir senden ihn in keine marmorne deutsche Walhalla, in keine Westminsterabtei über das Meer; wir legen ihn auf keinen Sarg. Grünend und frisch schmücke er eine lebensfrische Muse, der wir des Schönen viel verdanken und viel noch danken werden.

In pflichtgetreuer Lebensarbeit hat Freiligrath viele Jahre seiner höheren Sendung entfremdet; doch es ist die Aufgabe der Völker, die Dichter ihrem Beruf zu erhalten.

Die begeisterte Theilnahme der Nation ist der Lebensodem für die Poesie, der Lenzeshauch, der ihre Knospen auseinanderfaltet!

So brause unser begeisterter Gruß hinüber über Dover's Kreidefelsen in das Herz der Weltstadt; er zeige der stolzen Nation auf dem Meereseiland, daß auch wir eine stolze Nation sind, die im Lärm der Waffen nicht der Musen vergißt, die in ihre Siegeshallen aufnimmt alle Zierden des Vaterlandes, stolz nicht nur auf die Fahnenträger ihrer wachsenden Macht und Größe, stolz auch auf die Fahnenträger des Geistes, auf ihre Denker und Dichter!

Prolog.

Gedichtet von Julius Rodenberg,

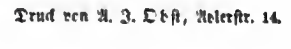
gesprochen von Fräul. Maria Sänger, Mitglied des Bremer Stadttheaters.

Seid mir gegrüßt! — So saßen wol, in des Theaters weitem Rund,
„Der Griechen Stämme, froh vereint", zu lauschen auf den Dichtermund.
Euch lockt kein Schaugepränge heut, und aller dieser Kerzen Glanz
Beleuchtet nur ein sinnend Haupt und einen deutschen Eichenkranz.
Ob auch berauscht das Aug' der Welt an einem andern Schauspiel hängt,
Zu dem sich, auf dem Feld des Mars, der Völker bunte Menge drängt;
Wo Alles strahlt von jenem Schein, der schmeichlerisch die Seele füllt,
Der Zukunft dunkele Gestalt in eine gold'ne Wolke hüllt,
Und sanft mit seinem Schimmer deckt, was nimmer sich enträthseln läßt:
Wir wagten es, „trotz alledem", — und seht, Ihr kamt zum Dichterfest!
Willkommen denn! — Und ob dem Blick auch keinen Schmuck die Bühne bot,
Ihr denkt an ihn, und über Euch glüht schon der Dichtung Morgenroth.
Was auf der Erde rings verstreut, und was einander niemals sah,
Was weit getrennt, wie Pol von Pol — er sah's, er winkt — und es ist da!
Der ew'ge Winter und das Licht der Sonne, die zur Mitternacht
Am Himmel unbeweglich steht, der blauen Eiskrystalle Pracht;
Der Wüste niegekühlte Glut, der gelbe Sand, der trübe Sumpf,
An welchem die Giraffe trinkt, der Schrei des Löwen, kurz und dumpf;
Des Meeres Rauschen und der Sturm, der durch die Woge treibt das Schiff,
Der Hai, der seiner Beute folgt, und das sich drohend hebt, das Riff;
Der Palmenhain, von Vögeln bunt, und seiner Heimat karg Gesträuch,
Durch welches nur die Biene schwirrt — dies Alles sang und gab er Euch.

In Frankreichs Rosengärten hat er manche Blüte, manche Frucht
In Englands Dichterwald gepflückt; von mancher schottischen Hochlandsbucht
Euch einen Sang gebracht, der dort wild wuchs, wie an dem grauen Stein
Die rothe Haide blüht. Jedoch das Beste, was er gab, war sein!
Das Lied, das ihm der Heimat Strom, der Heimat Bäume zugerauscht,
Die Liebe sang er, die er still vom Herzen seines Volks gelauscht;
Doch auch die Sehnsucht, die ja stets der Deutschen bester Liederborn,
Sein Hoffen und sein Wünschen ... und zuletzt sang er auch seinen Zorn!
In's Dunkel jenes Jahr's warf er sein Lied gleich einem Blitz und dann ...
Dann ging er fort in's fremde Land. Er ging, ein Dichter und ein Mann!

Doch ausgeglichen hat die Zeit, was zwischen jetzt und damals liegt,
Ein ganzes Volk stimmt in den Gruß, der heut von hier hinüber fliegt:
Was der Parteien Ruf zerriß, und was zerhieb ein machtvoll Schwert,
Vereint in dem Gedanken sich, der Deutschlands fernen Dichter ehrt.
In Nord und Süd, von dem Gestad' der Donau bis zu dem des Rheins,
Was uns auch sonst noch trennen mag: in unsrer Dichtung sind wir Eins.
Geh', als ein Banner, dann voran, du, deutscher Sprache heil'ger Hort,
Die Herzen, die noch schroff getheilt, versöhnend durch dein Zauberwort;
Führ' uns an's heiß ersehnte Ziel, wie dunkel auch der Pfad noch sei —
Ein Tag, wie dieser, sagt es uns: wenn Deutschland einig, ist es frei!




Druck von A. J. Obst, Adlerstr. 14.

